

№ 3. 1893.

Aus dem Wellengrabe.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Diese Theilnahme, welche Haidenroth dem Verunglückten, einem ihm völlig Fremden, erwies, entsprach ganz dem menschenfreundlichen und jovialen Wesen, das der Kommerzienrath bei jeder Gelegenheit zeigte. Seine allgemeine Beliebtheit mußte Jedem sofort begreiflich erscheinen, der zum ersten Mal mit ihm in irgend welche Berührung trat. Er war ein rüstiger Fünfziger mit leicht ergrautem Haar und Bart, aber mit beinahe jugendlich frischem, rundem Gesicht, das nur wenige Menschen anders als mit dem Ausdruck eines heiteren und gütigen Lächelns kannten. Diese Wenigen freilich wußten, daß das Antlitz des reichen Mannes statt der freundlich wohlwollenden Züge auch eine eiserne, unerbittliche Härte zeigen konnte, und daß es in solchen schlimmen Stunden leichter gewesen wäre, die Wasser des Rheinstromes rückwärts fließen zu machen, als seinen einmal ausgesprochenen Willen zu beugen. —

Noch ehe der Arzt angekommen war, kehrte dem Verletzten die Besinnung zurück. Daß die Wunde an und für sich nicht sehr bedeutend war, hatte der alte Diener, welcher dieselbe bisher mit frischem Wasser gekühlt, bereits festgestellt, und so schien in der That mit den ersten Folgen der heftigen Erschütterung jede Gefahr überwunden. Der junge Mann hatte bei seinem Erwachen mit einem verwirrten, ja erschreckten Ausdruck um sich geschaut, einige verbindliche Worte des Kommerzienraths aber hatten ihn rasch über seine Lage aufgeklärt. Und nun zeigte er sich als ein Kavalier von sehr guten Manieren und anscheinend ausgezeichneter Erziehung. Er entschuldigte sich in gewählten Ausdrücken wegen der Aufregungen und Unbequemlichkeiten, die er den Bewohnern der Villa gegen seinen Willen verursacht habe, und dankte zugleich für den hochherzigen Beistand, welchen man ihm geleistet. Er gebrauchte die deutsche Sprache dabei mit einem so wenig fremdländischen Accent, daß der Kommerzienrath etwas erstaunt war, bei der gegenseitigen Vorstellung zu erfahren, sein Gast sei kein Deutscher, sondern ein Engländer Namens Percy Warren.

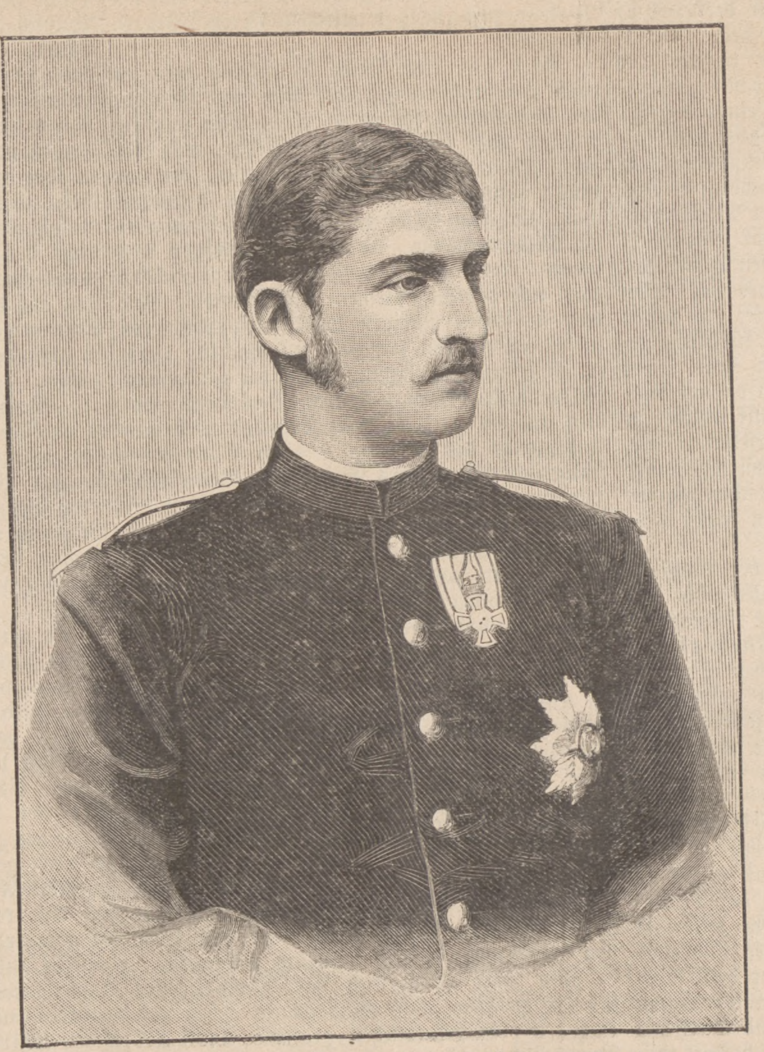
„So sind Sie vielleicht gar derselbe," fragte er, „von dem man mir erzählte, daß er die gräflich Schmettow'sche Villa gekauft habe?"

Der Andere machte eine zustimmende Bewegung. „Ich habe das Haus allerdings vorläufig nur für ein Jahr gemiethet," erwiederte er, „aber es sagt in seiner äußeren und inneren Einrichtung meinen Wünschen so vollkommen zu, daß ich mir ein Vorkaufsrecht gesichert habe und mit der Absicht umgehe, es noch vor Ablauf des Jahres als mein Eigenthum zu erwerben."

„Ich habe eigentlich Grund, das zu bedauern, denn es war immer eine meiner Lieblingsideen, die Besitzung früher oder später mit der meinigen zu vereinen. Doch ich hoffe, Herr Warren, wir werden trotzdem gute Nachbarschaft miteinander halten, wenn ich auch gewünscht hätte, daß unsere Bekanntschaft unter erfreulicheren Umständen angeknüpft worden wäre, als es die gegenwärtigen sind."

Das Erscheinen des Arztes unterbrach ihre Unterhaltung, und Warren ließ sich lächelnd die umständliche Untersuchung gefallen, wenn er auch von vornherein erklärte, daß er sich ganz wohl fühle und daß die Affaire durchaus nichts zu bedeuten habe. Zu einem ähnlichen Schluß kam denn auch zuletzt mit einigem Mißvergnügen der wackere Jünger Aeskulaps, dem es mit Rücksicht auf seine geringe Praxis allem Anschein nach viel lieber gewesen wäre, wenn ihm der reiche, vornehme Herr einen sehr schweren und langwierigen Fall geliefert hätte.

Unter solchen Umständen war für den Engländer zu einem längeren Verweilen in der Villa ein schicklicher Vorwand nicht mehr vorhanden, und mit wiederholten lebhaften Dankesversicherungen nahm er Haidenroth's Anerbieten, ihn in seiner Equipage nach Hause fahren zu lassen, an. Während ein Diener damit beschäftigt war, die bestäubten Kleider des Herrn Warren zu säubern, meinte der Hausherr in seiner jovialen Weise: „Es war nur gut, daß sich meine Tochter zufällig unten an der Parkmauer befand, denn auf der Landstraße selbst ist sehr wenig Verkehr, und es hätte Ihnen doch vielleicht geschadet, wenn Sie



Prinz Ferdinand von Hohenzollern, präsumtiver Thronfolger von Rumänien. (S. 19)

in der vollen Sonnenhitze da längere Zeit ohne Beistand gelegen hätten."

Der Engländer hatte mit unverkennbarem Interesse aufgehorcht; denn schon vorhin war er nahe daran gewesen, eine auf die schöne junge Dame in dem Kiosk bezügliche Frage zu thun.

„Ihrem Fräulein Tochter also verdanke ich in erster Linie all' diese Güte!" sagte er. „Wie sehr bedaure ich, daß mir mein wenig salonfähiger Aufzug nicht gestattet, ihr meine Erkenntlichkeit in gebührender Weise auszudrücken."

„Sie hätte es allerdings verdient," scherzte der Kommerzienrath, der an seinem Gaste ersichtlich immer mehr Gefallen fand, „denn nachdem sie Augenzeugin Ihres Unfalls gewesen war, wußte sie sogleich das ganze Haus in sehr wirksamer Weise für Sie zu alarmiren. Nun, ich denke, Herr Warren, Sie werden bald Gelegenheit nehmen, dasjenige nachzuholen, was sich heute nicht thun läßt. Es war mir ein Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen; aber es soll mir doch noch lieber sein, Sie auf Ihren eigenen Beinen kommen zu sehen, als auf den Schultern meiner Leute."

Mr. Percy Warren versicherte, daß er sich glücklich schätzen würde, dieser Einladung Folge zu leisten, und es hatte allerdings ganz den Anschein, als ob seine Versicherung sehr aufrichtig gemeint sei. Dann bestieg er, nur leicht auf den Arm eines Dieners gestützt, die draußen harrende Equipage. Aufmerksam schweiften dabei seine scharfen Augen umher; aber die Hoffnung, daß er im Garten oder an einem der Fenster noch einmal das blonde Köpfchen der lieblichen jungen Dame erspähen würde, ging zu seiner Enttäuschung nicht in Erfüllung.

3.

Vor wenig Wochen erst war der elegante junge Mann, auf dessen schön gestochenen Visitenkarten der Name Percy Warren prangte, in dieser Gegend erschienen. Er reiste mit geringem Gepäck und in der Begleitung eines einzigen mürrischen, wortkargen Dieners; aber sein Auftreten war von vornherein dasjenige eines sehr begüterten Mannes gewesen. Nachdem er verschiedene Villen, die zu Kauf oder Miethe ausgeboten waren, besichtigt hatte, war seine Wahl auf das bis dahin von einem Grafen Schmettow bewohnte Landhaus gefallen, das sich schon von außen sehr gefällig präsentirte, und dessen innere Einrichtung eine wahrhaft fürstliche genannt werden konnte. Die von dem neuen Miether angeworbene Dienerschaft rühmte seine Freigebigkeit und die Noblesse, mit welcher er kleine Unregelmäßigkeiten zu übersehen pflegte, aber sie erzählte auch zugleich merkwürdige Dinge von seiner Unnahbarkeit und seiner schweigsamen Zurückhaltung gegen die Personen seiner Umgebung.

Einen geselligen Verkehr mit der Nachbarschaft schien Mr. Warren ebenfalls nicht anknüpfen zu wollen, denn er machte Niemandem einen Besuch, gab nirgends seine Karte ab und vertrieb sich die Zeit mit einsamen Spazierritten und Bootfahrten, die ihm anscheinend um so mehr Vergnügen bereiteten, je stürmischer das Wetter war, bei welchem er sie unternahm.

Das kleine Mißgeschick, welches ihn vor der Parkmauer des Kommerzienraths Haidenroth betroffen hatte, schien nun eine tiefe Wirkung auf Mr. Warren ausgeübt zu haben.

Gleich nach der Heimkehr begab er sich in sein Schlafzimmer, und obwohl es der Dienerschaft ohnedies auf das Strengste untersagt war, dasselbe anders als auf seinen ausdrücklichen Befehl zu betreten, schloß er doch sorgfältig die Thür hinter sich ab. Dann entnahm er seiner Brieftasche eine anscheinend durch die Einwirkung von Feuchtigkeit ziemlich stark verwischte Photographie und ließ sich vor dem hohen Toilettenspiegel nieder, wie wenn er das Porträt in seiner Hand mit demjenigen vergleichen wollte, welches ihm das krystallene Glas von seinem eigenen Antlitz gab.

Und in der That schien auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden vorhanden zu sein; die Photographie war in Yokohama angefertigt und stellte jenen Percy Warren dar, der sich vor einer Reihe von Monaten in dem japanischen Hafen an Bord des „Neptun" eingeschifft hatte, um auf diesem Schiffe in seine schottische Heimath zurückzukehren. Da sie schon einige Jahre alt war, zeigte sein Gesicht auf diesem Bild noch nicht die Spuren des Leidens, die es später entstellten. Die Wangen waren von derselben Fülle, und die Augen blickten fast ebenso hell und scharf als diejenigen des Mannes, der da in einer so merkwürdigen Beschäftigung vor dem hohen Spiegel saß. Trotzdem aber und obwohl namentlich die Form des Bartes eine peinlich genaue Uebereinstimmung zeigte, konnte man bei genauerer Vergleichung nicht lange darüber im Zweifel sein, daß jener Percy Warren, welcher dem Photographen in Yokohama zu diesem Bilde gesessen, und der Percy Warren hier vor dem Spiegel nicht eine und dieselbe Persönlichkeit seien. Wie geschickt auch immer James Mac Gregor Haar und Bart nach der Erinnerung an seinen unglücklichen Herrn und nach dem kleinen Porträt, das er in der geretteten Brieftasche desselben gefunden, gefärbt und zurechtgestutzt haben mochte; wie eifrig er auch bemüht war, selbst seinen Gesichtszügen einen Jenem ähnlichen Ausdruck zu geben, er konnte damit die Verschiedenheit dieser Züge doch nicht aus der Welt schaffen, und er hätte sicherlich Keinen zu täuschen vermocht, der während der letzten Jahre in einem näheren Verkehr mit dem wirklichen Percy Warren gestanden.

Aber auf eine solche Täuschung war es auch gar nicht abgesehen; denn jene Freunde des Ertrunkenen waren ja viele, viele hundert Meilen vom grünen Rhein entfernt, und hier hatte Niemand den Knaben gekannt, der vor zwölf Jahren in die Welt hinaus geflüchtet war, um sein Glück zu versuchen. Daß aber die Metamorphose, welche Mac Gregor mit seinem Aeußeren vorgenommen, ausreichend war, um das Signalement auf Warren's Paß und in seinen übrigen Legitimationspapieren zu einem auf ihn passenden zu machen, hatte er zu seiner Beruhigung schon bei zahlreichen Gelegenheiten erproben können. Von dem Augenblick an, wo er — vierzehn Stunden nach dem Untergange des „Neptun" — an Bord eines italienischen Dampfers wieder zum Bewußtsein gekommen war, bis zu dieser Stunde hatte er, auf den bedeutsamen Inhalt der geborgenen Brieftasche gestützt, seine Rolle spielen können, ohne irgend welchem Mißtrauen oder einer anderen ernsten Schwierigkeit zu begegnen. Er hatte vor den Behörden der Hafenstadt, in welche der italienische Dampfer eingelaufen war, als Percy Warren seine Aussagen über die Katastrophe zu Protokoll gegeben, und sein Name war damals als derjenige des einzigen Ueberlebenden mit einer romantischen Erzählung seiner Rettung durch alle Zeitungen gegangen. Dann hatte er sich nach Paris begeben, und ohne jede Weigerung oder Bedenklichkeit hatte ihm dort das Bankhaus von Salange & Brucicault auf Grund der vorgelegten Depositenscheine und Legitimationspapiere das Guthaben des Mr. Percy Warren in der Höhe von sechstausend Pfund Sterling ausgezahlt.

Nun wäre es freilich das Nächstliegende für ihn gewesen, nach Glasgow zu gehen und auch den dort befindlichen größeren Theil des Vermögens zu erheben; aber James Mac Gregor war zu klug, sich in eine Gefahr zu begeben, in welcher er umkommen konnte. Wußte er doch aus seines Gebieters eigenem Munde, daß der Bankier Henry Ashbourne sein vertrauter persönlicher Freund gewesen sei. Wie hätte der Abenteurer hoffen dürfen, das Auge eines solches Mannes zu täuschen! Zwar gab Mac Gregor jenes große, in Glasgow deponirte Kapital noch keineswegs verloren; aber er war entschlossen, einen Zeitpunkt abzuwarten, an welchem er sich desselben würde bemächtigen können, ohne dabei seine Sicherheit leichtfertig auf das Spiel zu setzen. Vorderhand war er ja reich genug, um behaglich zu leben, und die Möglichkeit einer Entdeckung schien so vollständig ausgeschlossen, daß sich Percy Warren selber kaum hätte sicherer fühlen können, als er.

Wenn Mac Gregor trotzdem heute seine vergleichenden Studien an dem kleinen, verwischten Bilde abermals aufnahm, so mußte er dazu wohl ganz besondere und triftige Gründe haben. Und in der That regten sich in seinem Innern widerstreitende Empfindungen, wie sie ihm bis dahin ganz fremd gewesen waren. Gerade bei der Klugheit und Vorsicht, welche er aufwandte, um seine Rolle durchzuführen, hatte er auch ein mögliches Mißlingen in's Auge zu fassen nicht versäumt. Sein Geld lag in Gold und Kassenscheinen für eine etwa plötzlich nothwendig werdende Flucht bereit, und außerdem unterhielt er nach mehreren Hafenstädten hin Verbindungen, welche ihm an jedem beliebigen Tage die Möglichkeit der Einschiffung nach einem anderen Erdtheil sichern sollten. Daran, daß sein ganzes Leben fortan in Ruhe und Behagen an diesem oder einem anderen schönen Erdenfleckchen dahinfließen könnte, hatte er selber kaum im Ernst geglaubt, und doch erfüllte ihn jetzt, seit seiner Heimkehr aus dem Hause des Kommerzienraths, kein glühenderer Wunsch als der, sich ein solches Dasein zu sichern. Für die Dauer weniger Minuten nur hatte er Alicens liebreizendes Gesicht und ihre anmuthige Gestalt gesehen, aber diese kurze Zeit hatte hingereicht, ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Besitz des schönen Mädchens in ihm aufflammen zu lassen. Zuerst war ihm dieser Gedanke freilich wie eine thörichte Vermessenheit erschienen; aber Mac Gregor war nicht der Mann, sich dadurch ohne Weiteres zurückschrecken zu lassen, und je gewaltiger ihm auf den ersten Blick die entgegenstehenden Schwierigkeiten dünkten, desto stärker empfand er auch den Reiz, ihre Ueberwindung zu versuchen.

„Warum sollte es unmöglich sein!" sagte er endlich mit trotziger Entschlossenheit vor sich hin, indem er die Photographie wieder an ihren vorigen Platz brachte. „Kann ich nicht zu jeder Stunde den Beweis dafür führen, daß mir in Glasgow noch ein großes Vermögen zur Verfügung steht? — Und kann ein Todter jemals lebendig werden, um Zeugniß abzulegen gegen mich?"

Er war sehr bleich geworden, während er diesem letzten Gedanken halb unbewußt Worte geliehen, denn deutlicher als sonst stand dabei jenes Bild vor seiner Seele, welches ihn fast niemals ganz verließ und welches ihn nur zu oft selbst bis in seine nächtlichen Träume verfolgte. Es war das Bild des todtenbleichen, verzerrten Antlitzes, das er nach dem Untergange des „Neptun" auf dem Kamm einer Woge zu sehen geglaubt, und der beiden hageren, abgezehrten Arme, die sich in der Angst des Todes um das rettende Brett geklammert, bis sein unbarmherziger Faustschlag sie gezwungen hatte, dasselbe fahren zu lassen. Er hatte in jenen Augenblicken, da ihn selber der Tod umdrohte, wahrlich nicht mehr daran gedacht, daß er Percy Warren's Vermögen und seinen Namen in der Tasche trug; er hatte nur um sein eigenes

Leben gekämpft, und er sagte sich immer wieder, daß wahrscheinlich hundert Andere ebenso gehandelt haben würden wie er. Aber das schreckliche Bild wollte sich darum doch nicht verwischen lassen, und zuweilen sah er alle jene entsetzlichen Dinge mit so greifbarer Deutlichkeit vor sich, daß er Mühe hatte, sein Grauen und seine Erregung vor der Dienerschaft zu verbergen.

Auch jetzt ging er mit starken Schritten in seinem Schlafzimmer auf und nieder, die Augen mit der Hand bedeckend und mühsam nach Fassung ringend.

„Nein, auch das muß ein Ende nehmen,“ sagte er zuletzt, indem er an das Fenster trat und beide Flügel desselben aufstieß. „Ich muß einen Menschen um mich haben, der mir ganz angehört, ein Wesen, bei dem ich Trost und Zuflucht suchen kann vor diesen Gespenstern! Mag es biegen oder brechen — ich werde sie mir erringen!“

— — — — — — — — —

Schon zwei Tage später machte Mr. Percy Warren seinem liebenswürdigen Nachbar den versprochenen Besuch. Diesmal kam der Engländer nicht im Reitanzuge, sondern in der elegantesten Gesellschaftstoilette, und die schmale schwarzseidene Binde, welche sich schräg über die Stirne zog, erhöhte eher das Interessante seines Aussehens, als daß sie ihn entstellte.

Der Kommerzienrath empfing den Gast mit einer herzlichen Vertraulichkeit, welche besser als langathmige Versicherungen bewies, daß ihm der Besuch ein hoch willkommener sei. Er bewirthete ihn mit einer Flasche seines vortrefflichsten Jahrganges, und als Warren nach einer Viertelstunde lebhaft heiterer Unterhaltung den Wunsch zu erkennen gab, nun auch der Tochter des Hauses seinen Dank aussprechen zu dürfen, schickte er sehr bereitwillig einen Diener fort, welcher Alice um ihr Erscheinen bitten sollte.

Die junge Dame hatte keinen Grund, der Aufforderung ihres Vaters den Gehorsam zu verweigern und war zu wohlerzogen, den Fremden jetzt, wo er ihr als Gast des Hauses gegenüberstand, fühlen zu lassen, wie wenig ihr seine ritterlichen Huldigungen gefallen hatten. Sie lehnte seine Danksagungen freundlich ab und erkundigte sich nach seinem Befinden, ohne dabei den feurigen, verzehrenden Blick zu bemerken, welchen er fast unausgesetzt auf ihr Antlitz gerichtet hielt. Wenn der Engländer aber gehofft hatte, sich ihrer Gesellschaft lange zu erfreuen, so sah er sich darin unangenehm enttäuscht; denn nach kurzem Verweilen schützte Alice einen unaufschiebbaren Besuch bei einer Freundin vor, um sich wieder zurückziehen zu können. Der Fremde folgte ihr mit den Augen, bis die Portière vor dem Eingang des Zimmers sich hinter ihr geschlossen hatte, und die Antworten, welche er dann auf die Fragen und Bemerkungen des Hausherrn gab, waren so einsilbig und zerstreut, daß der Kommerzienrath wahrlich ein sehr schlechter Menschenkenner gewesen wäre, wenn er die Ursachen dieses merkwürdigen Benehmens nicht zu einem guten Theile errathen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Ferdinand von Hohenzollern, präsumtiver Thronfolger von Rumänien.

(Mit Porträt auf Seite 17.)

Das einzige Kind des rumänischen Königspaares, ein Töchterchen, ist schon in zartem Alter gestorben und bei dem Mangel an direkter Nachkommenschaft daher ein Neffe des Königs Karl, Prinz Ferdinand von Hohenzollern, dazu ausersehen, ihm dereinst auf dem Throne zu folgen. Der Prinz, dessen Porträt die Leser auf S. 17 finden, ist am 24. August 1865 zu Sigmaringen als zweiter Sohn des Fürsten Leopold von Hohenzollern geboren und zur Zeit als Premierlieutenant à la suite dem preußischen 1. Garde-regiment zu Fuß zugetheilt. Im Jahre 1886 wurde er durch seinen königlichen Oheim als Sekondelieutenant in die rumänische Armee eingestellt und nachdem sein älterer Bruder auf die Thronfolge von Rumänien verzichtet hatte, durch Dekret vom 18. März 1889 öffentlich zum Prinzen von Rumänien, d. h. zum verfassungsmäßigen Thronerben ernannt. Im Sommer 1891 machte der Liebesroman des Prinzen mit Fräulein Helene Vacarescu, Hofdame der Königin Elisabeth von Rumänien, viel von sich reden, doch wurde das von der Königin begünstigte Verhältniß bekanntlich durch das Einschreiten des Königs Karl gelöst. Seitdem hat sich Ferdinand mit der Prinzessin Marie von Edinburg, ältesten Tochter des Herzogs von Edinburg, verlobt, und diese Verbindung einer Enkelin der Königin Viktoria von England mit dem präsumtiven Thronfolger hat in Rumänien allgemeine Befriedigung erregt.

Bedenklicher Verkauf.

(Mit Bild auf Seite 20.)

Bei dem Antiquitätenhändler auf Anton Müller's Gemälde, das unser Holzschnitt auf S. 20 wiedergibt, ist eine augenscheinlich ziemlich zweifelhafte Persönlichkeit eingetreten, die ein kostbares, fein und kunstvoll gearbeitetes Werthstück zum Verkaufe anbietet. Das ganze Aeußere des Mannes läßt seine Offerte dem erfahrenen Geschäftsmanne höchst verdächtig erscheinen, und vor seinem scharf forschenden Blicke vermag auch die erheuchelte Unbefangenheit, die der Eingetretene an den Tag zu legen sucht, kaum Stand zu halten. Es ist wohl anzunehmen, daß der Handel nicht zu Stande kommen wird, wenn nicht gar die herbeigerufene Polizei das letzte Wort in der Angelegenheit sprechen muß.

Nächtlicher Gottesdienst der ersten Christen in den römischen Katakomben.

(Mit Bild auf Seite 21.)

Während der Christenverfolgungen suchten die Christen in Rom selbst vorzugsweise Zuflucht in den sogenannten Katakomben, unterirdischen Gängen, die zuerst als Bestattungsort für die gestorbenen Gemeindemitglieder und dann auch als Versammlungsorte der Gläubigen dienten. Unser Bild auf S. 21 stellt einen nächtlichen Gottesdienst in einem kapellenartigen Raume der Katakomben dar, den verschiedene Lampen erhellen. Im Hintergrunde erhebt sich der mit dem Kreuze geschmückte Altar, an dem der Priester im Ornate steht. Er breitet gerade die Hände aus, um die andächtige kleine Gemeinde zu segnen. Am Eingange zur Linken gewahren wir einen Wächter, solche waren auch weiterhin in den Gängen aufgestellt, um bei nahender Gefahr Signale zu geben. Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln gelang es aber den kaiserlichen Schergen doch oft genug, in diese stillen Zufluchtsstätten einzudringen und die Christen gefangen zu nehmen.

Die Kartenschlägerin.

Erzählung nach dem Leben.

Von **Gustav Höcker.**

„Frau Groschky wohnt Seilerstraße 77, im Hofe, Quergebäude 2. Stock.“

Hinter dieser verblümten Anzeige, die man häufig im Lokalblatte einer mitteldeutschen Residenz lesen konnte, verbarg sich das lichtscheue Gewerbe einer Kartenschlägerin, welche Leichtgläubige aller Stände zu ihrer Kundschaft zählte. Die Weissagungen der Kartenschlägerinnen passen so ziemlich auf jede Lebenslage; Frau Groschky verstand jedoch in den Mienen ihrer Kunden noch besser zu lesen, als in den Karten, vergaß kein Gesicht, das sie nur einmal gesehen hatte, merkte sich jedes Wort, das sie von oder über Jemand hörte, und brachte mittelst dieses Wissens oft die verblüffendsten Kombinationen zu Stande.

Eines Tages erschien bei ihr eine elegant gekleidete, sehr hübsche junge Dame von etwa zwanzig Jahren. Das graugrundige Kleid mit dem eingewirkten blauen Muster und der Sonnenschirm, welcher mit dem gleichen Stoffe bezogen war, erinnerten Frau Groschky sogleich an eine ältere Kundin, deren Kleid und Schirmbezug offenbar von demselben Stück abgeschnitten war; ein zweiter Blick in das Gesicht des jungen Mädchens bestätigte durch die auffallende Familienähnlichkeit ihre Vermuthung, daß sie ohne Zweifel die Tochter jener Kundin vor sich habe. Die junge Dame war äußerst befangen und schien um eine Anrede verlegen.

„Sie kommen gewiß in einer Herzensangelegenheit, liebes Kind,“ half ihr die erfahrene Kartenschlägerin; „eine neue Bekanntschaft, die Sie gemacht haben, interessirt Sie lebhaft, und nun wollen Sie wissen, was daraus wird. Nicht wahr?“

Die jugendliche Schöne nickte erröthend, worauf Frau Groschky die Karten mischte und bedächtig auf dem Tische ausbreitete.

„Ein junger Mann steht Ihnen sehr nahe,“ lautete ihr Orakelspruch, indem sie auf Carreaubube deutete, „ein sehr hübscher, blonder Herr.“

Als sie jedoch einen Zug der Enttäuschung um den kleinen Mund ihrer Zuhörerin bemerkte, lenkte sie rasch ein und sagte: „Hm, noch ist es aber nicht der Rechte, denn hier kommt ja noch Treffbube und der ist entschieden brünett.“

Ueber das liebliche Antlitz der jungen Dame flog eine dunkle Gluth.

„Seit Kurzem denkt er unablässig an Sie,“ fügte Frau Groschky hinzu. „Sie sind im Buche des Schicksals Beide für einander bestimmt!“

Das junge Mädchen war vollkommen befriedigt, legte zart einen Thaler im Vorübergehen auf eine Kommode, dankte der Wahrsagerin noch einmal und empfahl sich. —

Klara Burgaß war die Tochter eines sehr vermögenden Zimmermeisters. Vergangenen Sonntag hatte dessen verwittweter Freund und einstiger Jugendgenosse, der Ingenieur Faber, ihn besucht und ihm seinen Sohn Edmund vorgestellt, welcher soeben als Assessor in die Residenz versetzt worden war. Auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge, den die beiden Familien am Nachmittage unternommen, hatten die jungen Leutchen sich einander enger angeschlossen, und da war zwischen Klara und dem liebenswürdigen Assessor manch' süß verstohlener Blick und beim Scheiden sogar ein zärtlicher Händedruck ausgetauscht worden.

Auf Zureden einer vertrauten Freundin nahm Klara ihre Zuflucht zu Frau Groschky's Kunst, um sich über die Aussichten ihrer jungen Herzensneigung Gewißheit zu verschaffen, und seit der glückverheißenden Weissagung der Karten ging sie wie im Traume umher. Die besorgte Mutter, welcher dies natürlich auffiel, vermochte nichts aus der Tochter herauszubringen. Schon mehrfach hatte sie sich in kleinen Zwischenfällen des Lebens bei Frau Groschky Raths erholt, und so lenkte sie auch jetzt wieder ihre Schritte zu der allwissenden Sibylle.

„Ein jüngeres Mitglied meiner Familie macht mir Sorge,“ lautete ihr Anliegen, „ich möchte gerne wissen, wie es um dasselbe steht.“

Die wunderbaren Karten blieben die Antwort nicht schuldig; Frau Burgaß erfuhr von ihnen, daß sie eine Tochter besitze, und daß diese seit Kurzem einen brünetten jungen Mann liebe. Hoch erfreut über diese Verkündigung, die ganz mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte, verließ Frau Burgaß die Wahrsagerin, und nun wurde es ihr nicht schwer, ihrem Töchterchen das Eingeständniß ihrer Neigung zu dem jungen Faber zu entlocken. Noch an demselben Tage sprach sie mit ihrem Manne über die Sache.

„Ich wüßte Niemanden,“ sagte Burgaß, nachdem er die Neuigkeit vernommen, „dem ich

unser Kind lieber geben würde als dem Sohne meines besten Freundes."

„Ach! und wie hübsch das einmal klingen würde: Frau Amtsrichter oder Frau Gerichtsräthin," bemerkte die ehrgeizige Mutter. „Auch Klara ist für den Assessor eine recht annehmbare Partie, denn Vermögen hat er von seinem Vater nicht zu erwarten."

„Thut nichts," versetzte der Zimmermeister, „dafür ist Freund Faber gerade jetzt in der Lage, mir einen großen Dienst zu erweisen."

„Was Du sagst," rief Frau Burgaß neugierig.

„Du weißt ja, daß nächstes Jahr in unserer neuen Festhalle eine große Ausstellung von Industrieerzeugnissen des Landes stattfindet. Die Festhalle reicht dazu bei Weitem nicht aus. Es müssen noch eine Menge hölzerner Anbauten errichtet werden, und da will ich mich bei der Ausstellungskommission bewerben, daß man mir die Holzbauten überträgt. Faber ist Kommissionsmitglied und kann ein gewichtiges Wort für mich einlegen."

„Glaubst Du, daß er das thun wird?" wandte Frau Burgaß zweifelnd ein. „Stünde ihm da Dein Konkurrent Kunath, der Mann seiner Schwester, nicht eigentlich näher?"

„Faber sagte, sein Schwager sei bisher bei allen öffentlichen Bauten mehr bevorzugt worden, als eigentlich recht und billig wäre. Man könnte auch einmal mir etwas zuwenden. Er hat mir versprochen, bei den übrigen Kommissionsmitgliedern Alles in Bewegung zu setzen, daß ich die Arbeit erhalte. Er will auch an den Architekten Heinecke schreiben, der bei der Sache die gewichtigste Stimme hat, weil ihm die Oberleitung der Ausstellungsbauten übertragen ist. Heinecke befindet sich soeben auf Reisen, um die nöthigen Studien dazu zu machen."

„Wenn Du die Ausführung der Arbeiten erhältst," bemerkte Frau Burgaß, „so würdest Du dabei wohl ein schönes Stück Geld verdienen?"

„Das betrachte ich als Nebensache," entgegnete der Gatte, „mir ist es vielmehr darum zu thun, der Welt endlich einmal zu zeigen, daß Felix Kunath hier nicht der einzige Zimmermeister ist, dem man öffentliche Bauten anvertrauen kann, sondern daß Karl Ferdinand Burgaß mindestens ebensoviel zu leisten vermag."

„Höre, Ferdinand," begann Frau Burgaß nach einer Pause des Nachdenkens, „willst Du Dir nicht einmal die Karten legen lassen, ob Deine Hoffnung sich erfüllt? Da ist hier eine Frau Groschky, von welcher Du vielleicht auch schon gehört hast; es ist geradezu wunderbar, wie genau sie die Zukunft vorhersagt!"

„Du glaubst also wirklich an diesen Schwindel?" rief Burgaß. „Thu' mir den Gefallen und laß mich mit solchem Altweiberkram in Ruhe!" Damit griff er lachend nach Hut und Stock, um sich auf seinen Zimmerplatz zu begeben. —

Als er eines Tages von einem Besuche bei Faber nach Hause kam, wobei er von diesem erfahren hatte, daß zwar die Entscheidung des auf Reisen befindlichen Architekten Heinecke noch ausstehe, der größte Theil der Ausschußmitglieder aber bereits für ihn gewonnen sei, traf er bei seiner Frau eine ältere, sehr anständig gekleidete Dame an, deren verschlagener Gesichtsausdruck und spähender Falkenblick ihm auffiel. Der fremde Gast war Frau Groschky. Frau Burgaß hatte sie auf heute eingeladen, um ihren Gemahl zu überrumpeln, und Klara war vorher unter einem geschickten Vorwande entfernt worden.

Bedenklicher Verlauf. Nach einem Gemälde von Anton Müller. (S. 19)

Burgaß, der gerade sehr gut gelaunt war, wollte seiner Frau den Spaß nicht verderben. Diese Kartenlegerin wußte sich eine so geheimnißvolle Miene zu geben, als läge die ganze Zukunft vor ihr, da wollte er doch einmal hören, aus „Jux" natürlich, was ihre Allwissenheit über den Ausgang des Unternehmens ankündigen könne. So ließ er sich denn im Uebermuthe die Karten legen.

„Es steht soweit Alles gut," lautete Frau Groschky's Spruch.

„Das habe ich bereits gewußt," lachte der Zimmermeister, „da brauchen Sie nicht erst Ihre Karten zu fragen."

„Ich bin auch noch nicht ganz zu Ende," entgegnete die Wahrsagerin mit dem rachsüchtigen Vorsatze, dem übermüthigen Spötter einen Dämpfer aufzusetzen. „Piquesieben lag gar nicht weit vom Herzkönig, was mir schon vorhin nicht recht gefallen wollte; sehen Sie, jetzt liegen beide dicht nebeneinander, das bedeutet einen falschen Freund, an welchem Ihr Unternehmen zuletzt noch zu scheitern droht."

Burgaß brach in unbändiges Gelächter aus. „Na," rief er, „ich habe genug von Ihren Künsten. Hahaha, ein falscher Freund! Das ist äußerst spaßhaft."

Frau Burgaß, welche die Sache ernst nahm, rieth nach der Entfernung der Wahrsagerin auf verschiedene Ausschußmitglieder, die ihrem Manne vielleicht nicht günstig gesinnt seien. Dieser aber lachte sie aus und hatte in der nächsten Stunde die Prophezeiung vergessen.

— — — — — — — — — —

„Wissen Sie nicht, Assessorchen," sagte eines Tages Herr Burgaß zu dem jungen Faber, welcher seit jenem Sonntage häufig zu Besuch kam, „wissen Sie nicht, ob Ihr Vater noch keinen Brief von dem Architekten Heinecke erhalten hat?"

„O ja," erwiederte Edmund, „es ist ein Brief da. Er lag heute früh offen auf Vaters Pult, und ich las zufällig die Unterschrift."

Burgaß wäre am liebsten gleich zu seinem Freunde geeilt, hielt es aber doch für passender, zu warten, bis dieser ihn selbst von dem Inhalt des Briefes in Kenntniß setzen werde. Da dies aber nicht geschah, so machte sich Burgaß nach einigen Tagen doch endlich selbst auf den Weg zu seinem Freunde. Dieser war sichtlich verlegen; auf die Frage, ob Heinecke ihm geschrieben habe, antwortete er ausreichend. In zögernder Rede gab er seinem Freunde den Rath, von dem Unternehmen lieber abzusehen, er lade sich damit nur eine Menge Sorgen und Verdrießlichkeiten auf, was er bei seinen glücklichen Verhältnissen doch eigentlich gar nicht nöthig habe.

In tieferer Verstimmung, als er sich merken ließ, verabschiedete sich Burgaß wieder. Warum hatte ihn Faber erst ermuthigt und ihm versprochen, seinen ganzen, wahrlich nicht geringen Einfluß zu seinen Gunsten aufzubieten? Was hatte nun dieser plötzliche Umschlag zu bedeuten? Warum verleugnete er den Brief? Faber war nicht aufrichtig gegen ihn! Kein Wunder also, daß dem Zimmermeister plötzlich die Prophezeihung der Kartenschlägerin einfiel: an einem „falschen Freunde" drohe das Unternehmen zuletzt zu scheitern. Wenn die alte Hexe Recht gehabt hätte, und Faber selbst dieser falsche Freund wäre!

Schlechter hätten Mutter und Tochter den Zeitpunkt nicht wählen können, als jetzt, indem sie den Vater darauf vorbereiteten, daß Edmund Faber demnächst bei ihm um Klara's Hand anhalten werde, da er sich dieser gegenüber bereits erklärt habe.

„Das eilt ja nicht," sagte Burgaß sehr kühl. „Verschont mich jetzt mit diesen Geschichten, ich habe andere Dinge im Kopfe!"



Nächtlicher Gottesdienst der ersten Christen in den römischen Katakomben. (S. 19)

Klara war bestürzt und brach in Thränen aus. Die Mutter suchte sie zu trösten. „Seit der Vater zuletzt bei Faber war, ist er böser Laune," sagte sie. „Es handelt sich um eine Geschäftssache, die mit eurer Heirath nichts zu thun hat. Solche Verdrießlichkeiten gehen vorüber, mache Dir deshalb keinen Kummer."

Aber die unglückliche Klara war nicht so leicht beruhigt. Noch an demselben Tage stahl sie sich zu Frau Groschky. Diese sah der bekümmerten Miene der Zimmermeisterstochter natürlich sogleich an, daß mit dem „brünetten Liebhaber" etwas schief gegangen war. Sie prophezeite aus den Karten zuerst gerade dasselbe Resultat, wie das erste Mal. Dann aber kam ein Hinderniß dazwischen.

„Die Mutter ist es nicht," fuhr die Wahrsagerin fort, auf Treffdame zeigend, denn sie erinnerte sich noch genau, daß Frau Burgaß die Hindeutung auf das Herzensverhältniß ihrer Tochter sehr befriedigt aufgenommen hatte, „das Hinderniß geht vom König aus, und das wird wohl der Vater sein."

Trotzdem Klara nichts Neues vernommen hatte, war sie doch erstaunt, wie Alles so zutraf.

„Glauben Sie die Ursache zu kennen, weshalb der Vater Ihnen im Wege steht?" frug Frau Groschky lauernd. „Vielleicht ließe sich darauf weiterbauen."

„Es scheint ihn ein Brief verstimmt zu haben," antwortete das harmlose junge Mädchen.

„Ihr Vater hat also einen Brief erhalten —"

„Er selbst eigentlich nicht, sondern ein Freund von ihm."

„Sollte dieser Freund etwa Einfluß auf Ihre Herzenssache ausüben?"

„Das könnte nur in günstigem Sinne der Fall sein," plauderte Klara, „denn er ist der Vater von — von —"

„Von Ihrem Bräutigam vielleicht," errieth die schlaue Kartenlegerin sogleich aus dem Stocken und der Verlegenheit des jungen Mädchens. „Sollten Sie eben in jenem Brief verleumdet worden sein?"

„Nein, denn ich weiß genau, daß es sich darin nur um eine Geschäftssache handelt, und nur diese kann dem Vater die Laune verdorben haben."

„Hm, hm! Nun, liebes Kind, lassen wir die Dinge erst noch ein wenig reif werden, dann wollen wir die Karten wieder befragen."

Wäre es nur eine Viertelstunde später gewesen, so hätte Klara beim Fortgehen unten im Hausflur ihrem Vater begegnen können. Der falsche Freund! Der falsche Freund! Das ließ ihm keine Ruhe mehr. Wenn Faber wirklich hinterlistig gehandelt, und die Karten Recht hatten, so mußten ihm diese auch noch mehr sagen können. Nur um sich hiervon zu überzeugen, hatte er es über sich gewonnen, die Wahrsagerin aufzusuchen. Die Letztere erkannte ihren Mann sofort wieder. Auch wenn's ihr nicht eben erst seine Tochter ausgeplaudert hätte, daß er Sorgen im Geschäft gehabt, mußte sie schon in seinem Besuche ein untrügliches Zeichen erkennen, daß etwas geschehen war, was ihrer Kunst bei dem Zweifler zu Ansehen verholfen hatte.

Frau Groschky ließ sich von ihrem sehr mürrischen Besucher erst in's Gedächtniß zurückrufen, daß er sie bereits einmal über den Ausgang einer Unternehmung befragt, und daß sie ihm damals prophezeit habe, dieselbe werde an einem falschen Freunde scheitern.

Sie mischte nun die Karten und breitete sie aus. „Da haben wir zunächst Herzbuben und Herzdame. Ein zartes Verhältniß zwischen zwei jungen Leutchen kommt dabei ebenfalls in's Spiel und ist gefährdet. Hier ist auch Carreauaß, das bedeutet einen Brief. O weh! Die Piquesieben fällt daneben. Der Brief bringt Ihnen Unangenehmes, obwohl er nicht an Sie gerichtet ist, sondern an —"

„An den falschen Freund etwa?" polterte der verblüffte Zimmermeister heraus.

„Da sehen Sie," bemerkte die Wahrsagerin unter bedauerndem Achselzucken. „Die schlimme Piquesieben, die neben den Brief fiel, liegt auch dem Herzkönig sehr nahe, welcher den Freund bedeutet."

Die Karten trogen also nicht. Mit dieser Ueberzeugung verließ Burgaß die weise Frau.

Am nächsten Tage las er im Lokalblatt folgendes Inserat: „Achtzig Zimmergesellen finden sofort Arbeit bei Felix Kunath, Zimmermeister." Da ging Burgaß ein Licht auf: er hatte Faber's Schwager weichen müssen, die Rücksicht auf die Verwandtschaft hatte in Faber also über die Stimme der Freundschaft gesiegt. Faber kam nun auch selbst, um sein Bedauern auszusprechen.

„Ich habe keine Mühe, keinen Gang gescheut, um die Sache für Dich durchzusetzen," versicherte er, „leider war Alles vergebens. Ich kann mich nicht näher aussprechen, aber ich habe so meine Gedanken. Das Peinlichste an der Sache ist für mich, daß gerade mein eigener Schwager die Lieferung erhalten hat. Weil ich selbst mit im Ausschuß sitze, so wird das Anlaß zu üblem Gerede geben."

„Ja freilich," lachte Burgaß, „die böse Welt wird so ihre eigenen Gedanken haben. Aber das thut nichts, wenn Schwager Kunath die Lieferung nur hat. Haha!"

Burgaß hatte Mühe, an sich zu halten, um Faber nicht geradezu in's Gesicht zu sagen, daß dieser von Anfang an eine falsche Rolle gegen ihn gespielt habe, die Karten hatten ja gleich von vornherein auf den falschen Freund hingewiesen. Faber hatte auf eine Heirath seines Sohnes mit der Tochter des vermögenden Freundes spekulirt und dem Letzteren wenigstens bis zu einem gewisser Grade seinen guten Willen zeigen wollen. Das war des Zimmermeisters feste Ueberzeugung.

Aber der hinterlistige Freund sollte sich verrechnet haben! Als nach einiger Zeit der junge Faber in aller Form um Klara's Hand anhielt, wies Burgaß den Antrag des bestürzten Assessors ab, und damit war der Bruch zwischen den beiden alten Freunden fertig, denn Edmund's Vater konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß Burgaß ihn für seinen Mißerfolg verantwortlich machte und sich dafür an ihm rächen wollte. Die beiden Liebenden waren ebenso unglücklich, als Frau Burgaß dem harten Kopfe ihres Gatten gegenüber ohnmächtig war. Bitten und Thränen blieben fruchtlos. . . .

Im nächsten Jahre fand die Ausstellung statt. Leider sollten die schön geschmückten, bunt belebten Ausstellungsräume der Schauplatz eines ernsten Unglücks werden. In einem der Anbauten brach eine Gallerie zusammen und unter dem Publikum gab es Arm- und Beinbrüche und andere schwere Verwundungen. Infolgedessen versetzte die Staatsanwaltschaft den Architekten Heinecke, den Leiter der Bauten, und den Zimmermeister Kunath in Anklagezustand. Wie aus dem Gutachten der Sachverständigen hervorging, hatte Kunath nicht nur leichtfertige Arbeit geliefert, sondern auch schlechtes Material dazu verwendet, so daß ihn allein die volle Schuld an jenem Unglücksfalle traf. Im Verlaufe des Prozesses, der öffentlich verhandelt wurde, kamen auch noch andere unsaubere Dinge an's Tageslicht. Ein junger Mann, welcher für die Dauer der Ausstellungsarbeiten dem Architekten Heinecke als Schreiber gedient hatte und von diesem in rechtswidriger Weise an seinem Gehalt verkürzt worden war, verrieth, daß Heinecke sich von dem Zimmermeister Kunath durch eine erkleckliche Geldsumme habe bestechen lassen, diesem die Ausführung der Holzbauten zuzuwenden, und wußte auch seine Anschuldigung durch die Vorlage mehrerer Briefe, welche Heinecke nicht vorsichtig genug aufbewahrt hatte, zu beweisen. Aus den öffentlichen Gerichtsverhandlungen ergab sich übrigens, daß sich das Ausstellungskomité, auf Faber's eifrige Verwendung hin, bereits mit Stimmenmehrheit für den Zimmermeister Burgaß entschieden hatte. Aber in einem Briefe, den Faber jetzt vorzulegen genöthigt war, hatte sich Heinecke mit großer Entschiedenheit gegen Burgaß ausgesprochen. Er halte diesen einer solchen Aufgabe nicht für gewachsen und habe keine Lust, sich mit ihm zu blamiren, er werde entweder nur mit Kunath arbeiten, oder sein Amt niederlegen. Da Heinecke bereits die mit vielen Kosten verknüpften Reisen und Studien gemacht hatte, und ein Ersatz überdies für ihn nicht so leicht zu finden gewesen wäre, so mußte man ihm wohl oder übel seinen Willen thun und sich für Kunath entscheiden.

Dem Zimmermeister Burgaß hatte der Prozeß die Augen geöffnet. Durch elende Kartenkünste hatte er sich verblenden lassen, auf seinen treuesten Freund, welcher so ehrlich an ihm gehandelt, einen unwürdigen Verdacht zu wälzen. Auch der Grund, weshalb sich Faber über jenen Brief des Architekten nicht ausgesprochen hatte, war jetzt klar genug für Burgaß, da Faber ihm den kränkenden Inhalt nicht hatte mittheilen wollen.

Den schwer verkannten Freund um Verzeihung zu bitten, war nunmehr dem reuerfüllten Gemüthe des Zimmermeisters ein Bedürfniß, aber damit war es nicht abgethan. Faber konnte es nicht verwinden, daß Burgaß ein so schlechtes Zutrauen zu ihm bewiesen hatte, und da Burgaß die Ehrlichkeit seines Charakters nicht preisgeben wollte, um eine immerhin verzeihliche Schwäche damit zu decken, so gewann er es endlich über sich, dem Freunde mit tiefer Beschämung zu bekennen, daß nur die Künste einer Wahrsagerin ihn an diesem irre gemacht hatten. Faber verzieh ihm unter mitleidigem Lächeln und versprach ihm auch, Niemand etwas von der Geschichte zu verrathen und, was Burgaß sich ganz besonders ausgebeten hatte, namentlich auch dessen Frau gegenüber das Geheimniß streng zu bewahren, daß ihr Gemahl in eigener Person bei der vorher verspotteten Kartenschlägerin gewesen war. So endete der Unfall in der Ausstellung für Heinecke und Kunath mit einer mehrmonatlichen Gefängnißstrafe und schweren Kosten, für Edmund Faber und Klara Burgaß aber endlich doch noch mit Verlobung und Hochzeit.

Auf Frau Groschky, die noch heute Seilerstraße 77 im Hofe wohnt, war Burgaß freilich schlecht zu sprechen, da sie das verhängnißvolle Mißverständniß angezettelt hatte, aber ganz aus dem Kopfe wollte ihm die Geschichte doch nicht, denn war auch kein falscher Freund im Spiel gewesen, so war doch manches Andere eingetroffen, wofür Burgaß vergeblich nach einer natürlichen Erklärung suchte, obwohl ihm diese seine Tochter Klara, die jetzige Frau Assessorin, leicht hätte geben können. So blieb die kluge Frau Groschky nach wie vor in dem Rufe, die Zukunft mit Hilfe der Karten enthüllen zu können, und es ist leider anzunehmen, daß sie stets Leichtgläubige finden wird, die ihren Worten trauen und dadurch zu Schaden kommen. Denn ähnliche schwere Mißverständnisse, wie sie in der vorliegenden, erst nach dem Leben erzählten Geschichte vorkommen, ergeben sich eben nur zu häufig aus den Prophezeiungen dieser modernen Sibyllen, die allerorts und nicht nur in den großen Städten ihr Wesen treiben.

Der Goldfisch und seine Pflege.

Praktische Winke von J. Heimwahl.

Unter der großen Zahl der Hausfreunde aus dem Reiche der Thiere haben besonders zwei es verstanden, im Laufe der Zeit sich die

Gunst Aller zu erwerben. Beliebt bei Jung und Alt, im Palaste des Fürsten wie im Hause des Bürgers sind — der Kanarienvogel und der Goldfisch.

Die Heimath des letzteren ist China, in welchem seit uralter Zeit die langzopfigen Söhne des himmlischen Reiches sich damit vergnügen, in prachtvollen Vasen das zierliche Fischchen zu unterhalten, zu zähmen und mit seiner Fütterung, mit der Beobachtung seiner anmuthigen Bewegungen die Zeit sich zu vertreiben. Von dort ist er in Europa eingeführt worden, und zwar zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach Portugal; in Frankreich war er zu Ende dieses Jahrhunderts auch schon zu finden, aber immer noch sehr selten, denn es ist bekannt, daß man der Pompadour, berüchtigten Angedenkens, Goldfischchen als etwas Außerordentliches schenkte. Im 18. Jahrhundert kam er nach England, und nun war seine Laufbahn gesichert; rasch verbreitete er sich über Deutschland, die Franzosen führten ihn nach ihren Kolonien mit und heute erstreckt sich sein Verbreitungskreis über die ganze Erde, soweit dieselbe von gebildeten Menschen bewohnt ist. In den wärmeren Ländern ist er völlig heimisch geworden; auf Mauritius belebt er alle Flüsse und Teiche. Seine Zucht wird im Großen betrieben, und bei der weitverbreiteten Liebhaberei und dem fortdauernden Wohlgefallen, welches die Schönheit des Goldfisches erweckt, ist sie durchaus lohnend, lohnender als die Züchterei jedes anderen Fisches, da bei geeigneter Behandlung die Goldfische im Laufe eines Sommers oft viermal zum Laichen schreiten, und das Stück im Großen doch immer noch bis zu zehn Pfennig bezahlt wird. Im Einzelverkauf schwankt der Preis zwischen zwanzig Pfennig und einer Mark, je nach Größe und Färbung.

Eine Beschreibung des Goldfisches zu geben dürfte fast überflüssig erscheinen, da sowohl sein Aeußeres wie seine Lebensweise bekannt sind. Er gehört zur Familie der Karpfen und hat mit diesen größeren Verwandten den hohen, seitlich zusammengedrückten Körper, den kleinen, zahnlosen Mund, die weit gespaltenen Kiemenöffnungen und die weichstrahligen Flossen gemeinsam. In der Färbung wechselt er sehr, vom schönsten Krebs- und Zinnoberroth bis zum tiefsten Schwarz und emailglänzenden Silber. Doch lassen sich durch aufmerksam betriebene Zucht mehr oder weniger beständige Rassen erzielen.

Nicht unwillkommen dürfte es den zahlreichen Liebhabern von Goldfischen sein, wenn wir ihnen in Folgendem einige praktische Rathschläge ertheilen, welche zur befriedigenden und erfolgreichen Wartung und Pflege derselben von Nutzen sein könnten.

Als Goldfischbehälter sind am häufigsten die sogenannten Kugelaquarien im Gebrauch, halbrunde Gefäße aus Glas, die auf einem unterstehenden Fuße befestigt sind. Und wenn dieselben genügende Größe haben, entsprechen sie ihrem Zwecke auch vollkommen. Theuer sind sie nicht, sondern in Glaswaarenhandlungen zum Preise von zwei bis drei Mark zu kaufen. Auf jeden Fisch rechnet man als Minimum ein Liter Wasser. Besser ist es jedoch und auch angenehmer, wenn ihnen mehr zur Verfügung steht. Und wenn man mehr als zwei oder drei Bewohner in seinem Aquarium halten will, so wäre es entschieden ein Vortheil, statt des Kugelgefäßes ein kleines Kastenaquarium zu wählen. Nicht allein, daß die Gestalten der Fische nicht verzerrt erscheinen, wie bei den gebogenen Wänden der Glaskugel, es läßt sich auch leichter ein durchbrochener Felsen und eine entsprechende Anzahl von Wasserpflanzen darin unterbringen.

Ein Felsstück ist den Fischlein sehr angenehm; sie tummeln sich um dasselbe herum, schwimmen einander nach und vergnügen den Zuschauer durch diese munteren, oft lange Zeit fortgesetzten Spiele ungemein. Die Pflanzen aber sind zu ihrem Wohlbefinden sehr förderlich. Wie bekannt, athmen die Fische durch Kiemen. Doch ist es keineswegs das Wasser, welches sie in sich aufnehmen, vielmehr bedürfen auch sie, wie alle lebenden Wesen, des Sauerstoffes. Aber nur in geringer Menge, darum sterben sie, wenn sie aus dem Wasser genommen werden, weil die atmosphärische Luft das Gas in zu großer Menge enthält. Ihnen genügt das geringe Quantum Sauerstoff, das im Wasser aufgelöst enthalten ist. So lange das Wasser noch zur Genüge von dem belebenden Gase enthält, fühlen unsere Goldfische sich wohl; sobald aber die Menge abnimmt, werden sie unruhig, steigen an die Oberfläche und schnappen ängstlich und aufgeregt nach Luft, die sie dann in Blasen durch den Mund oder die Kiemen wieder von sich geben. Dies bedrohliche Zeichen ist für den Wärter eine dringende Aufforderung, das verdorbene Wasser schleunigst durch frisches zu ersetzen. Und weil in kleinen Behältern eine solche Erneuerung meist jeden Tag nöthig, die Arbeit aber nicht selten sehr lästig ist, so dürfte es sich wohl empfehlen, Regeneratoren im Wasser selbst anzubringen, welche eine so oftmalige Erneuerung unnöthig machen, indem sie das verbrauchte Sauerstoffgas immer wieder durch neues ersetzen.

Und solche sind uns in den Pflanzen gegeben. Nicht allein, daß das lebendige, wohlthuende Grün eine recht hübsche Zier der Behälter abgibt, hauchen auch die Pflanzen im Sonnenlichte fortwährend Sauerstoff aus, der den Fischen völlig genügt. Ich habe im Aquarium einige Laichkrautpflanzen (Potamogeton crispus und gramineus) und brauche das Wasser vielleicht nur alle zwei Monate einmal zu erneuern, wogegen früher, obschon täglich mittelst eines feinen Blasebalges Luft in den Behälter gepumpt wurde, eine zweimalige Erneuerung in der Woche nicht zu umgehen war. Diese Pflanze, wie nicht minder der zierliche Wasserhahnenfuß (Batrachium) und das Hornblatt (Ceratophyllum) sind in jedem Teiche zu haben, in den Handelsgärtnereien auch andere zierliche Gewächse zu kaufen. Und es dürfte sich empfehlen, auch in den kleineren Kugelaquarien eine Pflanze anzubringen. Es ist dies sehr leicht. Der Boden des Kugelglases muß doch immer entweder mit reingewaschenem Flußsande oder kleinen Kieseln bedeckt werden, weil sonst die schleimigen Absonderungen der Fische das Wasser auf dem Grunde verunreinigen. Da nun die Wasserpflanzen meist mit dem denkbar sterilsten Boden vorlieb nehmen, so genügt es, wenn wir unter den Sand eine dünne Lage Teichschlamm, Moorgrund oder auch fette Gartenerde bringen, darein die Pflanze setzen und nun die Kiesellage darüber ausbreiten. In den kleinsten Behältern ist Folgendes zu empfehlen. Wir nehmen eine recht hübsche Ziermuschel oder ein Schneckenhaus, füllen es zur Hälfte mit Schlamm und drücken die Wurzeln der Pflanzen darin fest, verschließen die Oeffnung mit einem Kieselstück, legen das Ganze in's Aquarium, und die Pflanze wird fröhlich weiterwachsen.

Wann das Wasser erneuert werden muß, ergibt sich von selber. Sobald es anfängt, gelb zu werden, wird man schon aus ästhetischen Rücksichten für eine frische, helle Füllung Sorge tragen. Uebrigens sind die Goldfische nicht so empfindlich, wie gewöhnlich angenommen wird. Ich habe in einem Aquarium die Thiere vom September bis April gehalten, ohne das Wasser zu erneuern; zwar war es trübe, aber die Pflanzen hauchten immerfort neuen Sauerstoff aus, und die Fische blieben recht munter. In diesem Frühlinge erneuerte ich in einem Kastenaquarium das Wasser. Außer Käfern, in der Schlammschicht im Winterschlafe ruhenden Lurchen und Schnecken enthielt dasselbe drei Goldfische, einige Karauschen, Stichlinge, Schmerlen, Gründlinge und noch andere kleinere Fische. Als ich am anderen Morgen nachsah, fand ich zu meinem Staunen und Schrecken sämmtliche Schmerlen und Gründlinge todt, die Stichlinge mit dem Tode ringend, nur die Karauschen und Goldfische schwammen wohlgemuth durch das Becken und erbettelten sich ihr Futter. Das Wasser des Brunnens war durch irgend etwas verunreinigt worden; die für so zart gehaltenen Goldfischchen scheinen also bei Weitem nicht so empfindlich zu sein, wie ihre freilebenden Verwandten.

Dies schließt jedoch nicht aus, daß auch bei ihrer Wartung Vorsicht nie außer Acht gelassen werden darf, da ihre Abhärtung, wie andererseits ihre Weichlichkeit, sehr oft eine Folge der Zucht ist, wie es ja auch unter unseren Kanarienvögeln Sänger gibt, die Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Rauch ohne Schaden ertragen, wohingegen andere bei dem geringsten Anlasse heiser werden und zu jeder Krankheit hinneigen. Jene Dame meiner Bekanntschaft war aber doch im Irrthum, als sie glaubte, in derselben Weise, wie sie ihrem Lieblingspudel und ihrer seidenweichen Angorakatze mit wohlriechenden Wässern das Fell einrieb, nun auch ihrem Goldfischpaar einige Tropfen Rosenöl in das Wasser träufeln zu sollen. Diese waren von der sonderbaren Gunsterzeugung sehr wenig erbaut, und der Duft des köstlichen Parfüms tödtete sie in kurzer Zeit.

Die Fütterung unserer Goldfischchen ist eine einfache. Weit ist die Meinung verbreitet, als bedürften sie gar keiner Nahrung; nach mehrtägigem Fasten aber sehnen auch sie sich ganz verzweifelt nach frischer Speise. Wir streuen ihnen jeden Tag eine Prise Grieskörner in das Wasser; die weißen Körnchen quellen auf und werden sehr gerne genommen; auch Semmelkrumen und Oblatenstückchen erhalten sie. Mehrmals wöchentlich sind dann noch einige geriebene Ameisenpuppen (Ameiseneier) oder kleinere Regenwürmer zu geben. Doch sind sie in Ermangelung der Fleischkost auch mit vegetabilischer Nahrung zufrieden und befinden sich durchaus wohl dabei. Sehr muß man sich hüten, in der Fütterung des Guten zu viel zu thun; die übriggebliebenen Reste faulen dann im Wasser und erzeugen einen widerlichen Schleim, der auch der genügsamen Goldfischnatur nicht gefallen kann; abgesehen davon, daß leicht eine unzählbare Menge Infusorien in diesen Resten entsteht, die den Sauerstoff des Wassers zu ihrer Entwickelung gebrauchen und ihn den Fischen entziehen.

Wichtiger noch als die Fütterung ist die Temperatur des Wassers. Kalt oder doch mindestens nicht über vierzehn Grad soll das Wasser sein; darum auch stelle man den Goldfischbehälter in ein ungeheiztes Zimmer, oder doch im geheizten dicht an's Fenster. Die meisten Goldfische gehen zu Grunde, weil das Wasser zu warm ist. Und meistens sind es die Damen, denen ihr gutes Herz hier oft einen schlimmen Streich spielt, wenn im Winter sogar eine dünne Eisschicht sich auf der Oberfläche des Aquariums ansetzt. So auch war es mir in früheren Jahren ergangen. Meine alte Hauswirthin konnte es gar nicht fassen, wie ich die allerliebsten Thierchen so ganz verlassen und allein in ein leeres Zimmer stellen konnte, anstatt sie zu mir in die warme Stube zu nehmen. Alle Belehrungen, alles Auseinandersetzen, daß die Fische ganz andere Wesen seien, als etwa die Vögel, daß sie kaltes Blut besitzen, wohingegen die Vögel und Säugethiere warmes, ihnen also die Kälte durchaus nichts anhabe, im Gegentheil, die Wärme ihnen schaden

müßte, fruchteten nichts. Immer hatte sie den Einwand: „Wenn wir die Kälte spüren und Hund und Katze hinter den Ofen kriechen, sollen denn die armen nackten Fischlein nichts davon fühlen? Und dazu schwimmen sie in dem eisig kalten Wasser!“

Wie ich fürchtete, so geschah es. Als ich eines Abends von der Reise zurückkehrte, empfing mich die Alte mit völlig verblüfftem Gesichte und tausend Entschuldigungen, sie habe es gut gemeint, habe es nicht länger über's Herz bringen können u. s. w. Die Goldfische waren sämmtlich todt. Sie hatte sie in ihre Stube geholt und dort in die Nähe des Ofens gestellt, wie ich vermuthete, sogar warmes Wasser in die Schale gegossen. —

Im Sommer wähle man als Standort für das Aquarium den kühlsten Platz, wenn irgend möglich auf einer steinernen Fensterbank an der Nordseite. Häufiger muß dann frisches Wasser gegeben werden, da das vorhandene zu schnell die Temperatur der umgebenden Luft annimmt.

Bei richtiger Pflege werden die Goldfische sehr zahm. Sie lernen ihren Wärter kennen und kommen herbei, um ihm Krümchen aus der Hand zu nehmen. Nur muß man sich hüten, sie mit der Hand zu berühren. Das vertragen sie nicht und werden sehr scheu darnach. Darum auch muß man sie, wenn das Aquarium geleert werden soll, entweder mit einem kleinen Netze herausnehmen, oder aber es nur soweit leeren, daß die Fische noch in einer Wasserschicht auf dem Boden bleiben können. Die Goldfische sind sehr gesellige Thiere, wie die meisten ihres Geschlechtes; es ist also nicht gut, einen allein in einem Gefäße zu halten; zwei vergnügen sich darin sehr; die Trennung von einander aber überleben sie gewöhnlich nicht lange.

Werden in dieser Weise die Thierchen sorglich gewartet, so sind und bleiben sie munter und lebhaft und tummeln sich vergnügt im Aquarium umher. Durch ihre anmuthigen Bewegungen, ihr wechselndes Farbenspiel, das namentlich im Lichtreflexe aufleuchtet in goldenem Schimmer oder reinem Silberglanze, erfreuen sie ihren Herrn.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Zurückgewiesene Phrase. — General Ney war als ein Mann berühmt, der in keiner Situation, wie man zu sagen pflegt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte. Als er nach der Schlacht bei Wagram an der Seite Napoleon's über die Wahlstatt ritt, zeigte der Kaiser auf die zahlreichen Franzosenleichen und sprach in seiner phrasenreichen Manier: „Diese Todten haben heute der Nation einen ewigen Frieden erkämpft!“

„Ja,“ erwiederte Ney, der die Pläne des Eroberers zu gut kannte, trocken, „aber einen Frieden, den sie wohl ausschließlich für sich behalten werden.“ Napoleon schwieg und nahm eine Prise. [Kl.]

Indische Webekunst. — Im Museum des Indiahouse zu London befindet sich ein Stück Musselin aus Dacca, dessen mit der Hand gesponnenes Garn so fein ist, daß ein Pfund eine Länge von beinahe 116 englischen Meilen hat. Legt man den Musselin von diesem Daccagarn auf Gras, und der Thau fällt darauf, so ist das Zeug kaum sichtbar. Die Eingeborenen nennen es in ihrer bilderreichen Sprache „gewebte Luft“. [M. L—l.]

Ein geschlagener Kaiser. — Der vor hundert Jahren in Wien außerordentlich geschätzte Komponist Leopold Kotzeluch war mitunter sehr zerstreut. So vergaß er sich einmal soweit, daß er in einem Hofkonzerte in der Hofburg zu Wien den Takt eines Musikstückes, das gerade gespielt wurde, auf dem Rücken des Kaisers Joseph, der vor ihm saß, schlug.

Der gütige Monarch nahm ihm das weiter nicht übel, nur pflegte er später noch öfters im Scherz zu sagen, er habe schon Schläge von einem seiner Unterthanen bekommen und den Schuldigen nicht einmal bestraft. [G. W—r.]

Humoristisches: Aus der Rolle gefallen.

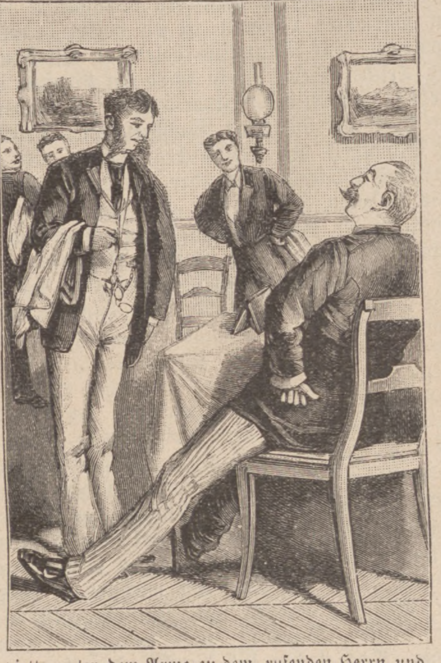
Was dem Oberkellner Schorsch auf einer Vergnügungsreise in einem feinen Restaurant passirte, wo er den großen Herrn spielen wollte.



Kellner: Gnädiger Herr befehlen?
Schorsch: Bringen Sie mir eine Flasche Rothwein und kalten Aufschnitt dazu!



Nach dem Frühstück ist Schorsch sanft entschlummert, da ruft plötzlich laut ein anderer Gast: „Kellner!“ Schorsch erwacht darüber und eilt mit der Serviette unter dem Arme zu dem rufenden Herrn und spricht:



„Zu Befehl! Womit kann ich dienen?“

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 2:
Je leichter man Bedürfnisse befriedigen kann, je leichter gewöhnt man sich neue an.

Räthsel-Sonett. (Zweisilbig.)

Eins würzet Reden sowie Speisen
Gleich eines Zaub'rers Wundersaft,
Und hat schon hohen Ruhm verschafft
Altgriechenlands berühmten Weisen.

Die Zweite werden nimmer preisen
Die Handelsleute, deren Kraft
Sie einst durch düst're, enge Haft
Gebrochen, stark und fest wie Eisen.

Bekannt den alten Römern schon
Liegt in der Berge grünem Kranze
Als eines Bischofs Sitz das Ganze.

Hier ward, den sich als Lieblingssohn
Frau Musika voll Gunst erkoren,
Zum Ruhm der deutschen Kunst geboren.

Auflösung folgt in Nr. 4. [A. Heinrich.]

Auflösungen von Nr. 2: des Silben-Räthsels: Eile, Eifel, Felle, Leder;

Fel	der
Ei	le

des Buchstaben-Räthsels: Kaffer, Taffet, Waffel

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.